

**Gabriel
García
Márquez
Der General
in seinem
Labyrinth
Roman**

Kiepenheuer
& Witsch

Gabriel García Márquez

Der General in seinem Labyrinth

Roman

Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

Buch lesen

Titelseite

Über Gabriel García Márquez

Über dieses Buch

Inhaltsverzeichnis

Impressum

Hinweise zur Darstellung dieses E-Books

Über Gabriel García Márquez

Gabriel García Márquez, geboren 1927 in Aracataca, Kolumbien, arbeitete nach dem Studium zunächst als Journalist. 1982 erhielt er den Nobelpreis für Literatur. Gabriel García Márquez hat ein umfangreiches erzählerisches und journalistisches Werk vorgelegt. Er gilt als einer der bedeutendsten und erfolgreichen Schriftsteller der Welt. García Márquez starb am 17. April 2014 im Alter von 87 Jahren in Mexiko-Stadt.

Die Übersetzerin

Dagmar Ploetz, geboren 1946 in Herrsching, übersetzt seit 1983 aus dem Spanischen Autoren wie Isabel Allende, Julián Ayesta, Rafael Chirbes, Gabriel García Márquez, Juan Marsé, Manuel Puig und Juan Rulfo.

Über dieses Buch

Símon Bolívar, Aristokrat und einer der reichsten Männer in Venezoela, befreite als siegreicher General die lateinamerikanischen Kolonien von der Herrschaft der spanischen Krone. Sein Traum von der Einheit Lateinamerikas aber ging nicht in Erfüllung ...

Gabriel García Márquez zeigt den Menschen Símon Bolívar auf seiner letzten Reise, die einer Flucht gleicht. Er zeigt uns den Visionär, den unerbittlichen Krieger, den desillusionierten Staatsmann, den Romantiker, der Gedichte schrieb und die Frauen liebte – ein im Labyrinth seiner Träume umherirrender Mensch, der im Alter von 47 Jahren starb.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *El general en su laberinto*

Copyright © 1989 by Gabriel García Márquez

All rights reserved

Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz

© 1989, 2001, 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln

Covermotiv: © Grajera / A.G.S.

ISBN 978-3-462-30867-9

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Motto

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Danksagung

Simón Bolívar und seine Zeit

Karte

*Für Álvaro Mutis, der mir die Idee für dieses Buch geschenkt
hat.*

»Es ist, als lenke der Teufel die Angelegenheiten meines Lebens.«

(Brief an Santander vom 4. August 1823)

José Palacios, sein ältester Diener, fand ihn in der Badewanne, nackt und mit offenen Augen im Heilwasser treibend, und glaubte, er sei ertrunken. Er wußte, dies war für ihn eine von vielen Möglichkeiten zu meditieren, der Zustand der Verzückung aber, in dem er da trieb, schien nicht mehr von dieser Welt zu sein. Er wagte nicht, näher heranzutreten, sondern rief ihn mit gedämpfter Stimme, getreu dem Befehl, ihn vor fünf Uhr zu wecken, damit man beim ersten Tageslicht aufbrechen könne. Der General löste sich aus dem Bann und sah in der Dämmerung die blauen durchscheinenden Augen, das krause eichhörnchenfarbene Haar und die unbeirrbar Hoheit, mit der sein Leibdiener die Tasse Feldmohntee mit Gummiarabikum trug. Der General hielt sich kraftlos an den Griffen der Badewanne fest, tauchte dann wie ein Delphin aus dem Heilwasser, unerwartet schwungvoll für einen derart abgezehrten Körper.

»Gehen wir«, sagte er. »Sofort, denn hier will uns keiner haben.«

José Palacios hatte das so oft von ihm gehört und bei ganz verschiedenen Gelegenheiten, daß er es noch nicht glauben mochte, obgleich die Lasttiere gepackt in den Ställen warteten und die offizielle Delegation sich bereits sammelte. Er half ihm, so gut es ging, beim Abtrocknen und zog ihm den Feldumhang über den nackten Leib, denn die Tasse zitterte in seinen Händen. Vor Monaten schon hatte der General, als er sich eine seit den babylonischen Nächten von Lima nicht mehr getragene Wildlederhose anzog, die Entdeckung gemacht, daß er, in dem Maße wie sein Gewicht abnahm, auch an Körpergröße verlor. Sogar seine Nacktheit war anders, denn sein Körper war bleich, Gesicht und Hände aber wie gedörrt von den Unbilden des Wetters. Im vergangenen Juli war er sechsundvierzig Jahre alt geworden, sein starres karibisches Kraushaar war jedoch schon aschfarben und seine Knochen durch den frühzeitigen Verfall in Unordnung geraten, der ganze Mann sah so erbarmungswürdig aus, daß man ihm nicht zutraute, bis zum nächsten Juli zu überdauern. Die

entschiedenen Gebärden aber waren von einem anderen, den das Leben weniger mitgenommen hatte, und er lief unablässig um nichts herum. Vor seinen eigenen Wasserspuren auf den zerschissenen Bodenmatten fliehend, trank er den Heiltee in fünf glühenden Schlucken, die ihm fast Blasen auf die Zunge trieben, und es war, als hätte er das Lebenselixier getrunken. Er sagte jedoch kein Wort, bis es von der nahen Kathedrale fünf schlug. »Sonabend, der 8. Mai 30, Tag der Heiligen Jungfrau, Mittlerin aller Gnaden«, verkündete der Haushofmeister. »Es regnet seit drei Uhr morgens.«

»Seit drei Uhr morgens des 17. Jahrhunderts«, sagte der General mit einer noch vom sauren Atem der Schlaflosigkeit belegten Stimme. Und fügte ernst hinzu: »Ich habe die Hähne nicht gehört.«

»Hier gibt es keine Hähne«, sagte José Palacios. »Nichts gibt es«, sagte der General. »Ein gottloser Landstrich.«

Denn sie waren in Santa Fe de Bogotá, zweitausendsechshundert Meter über dem fernen Meer, und das riesige Zimmer mit den kahlen Wänden war eisigen Winden, die durch die schlecht schließenden Fenster drangen, ausgesetzt und damit für die Gesundheit von niemandem zuträglich. José Palacios stellte die Schale mit dem Schaum auf die Marmorplatte des Waschtischs, dazu das rote Samtetui mit den Barbierinstrumenten, allesamt aus vergoldetem Metall. Er stellte den Handleuchter mit der Kerze auf ein Sims nah dem Spiegel, damit der General ausreichend Licht hätte, und rückte das Kohlebecken heran, damit er warme Füße bekäme. Dann reichte er ihm eine Brille, ein feines Silbergestell mit quadratischen Gläsern, die er für ihn stets in der Westentasche trug. Der General setzte sie auf und begann sich zu rasieren, wobei er das Rasiermesser dank einer angeborenen Gabe ebenso geschickt mit der rechten wie mit der linken Hand führte, und das erstaunlich sicher, obwohl er doch vor wenigen Minuten kaum fähig gewesen war, die Tasse zu halten. Er rasierte sich blind fertig, während er weiter seine Runden durchs Zimmer machte,

bestrebt, sowenig wie möglich in den Spiegel zu sehen, um seinen eigenen Augen nicht zu begegnen. Dann riß er sich ruckweise die Haare aus der Nase und den Ohren, polierte sich die vollkommenen Zähne mit Kohlepulver auf einer Seidenbürste mit Silbergriff, schnitt und polierte sich die Nägel an Händen und Füßen, legte zuletzt den Umhang ab, leerte eine große Flasche Kölnisch Wasser auf seinem Körper aus und rieb sich mit beiden Händen von oben bis unten ab, bis er erschöpft war. An diesem frühen Morgen hielt er die tägliche Reinlichkeitsmesse mit noch besessenerer Strenge ab als gewöhnlich, er versuchte, Körper und Seele von zwanzig Jahren nutzloser Kriege und von all den Enttäuschungen der Macht zu reinigen.

Als letzten Besuch hatte er am Abend zuvor Manuela Sáenz empfangen, eine kampfproben Frau aus Quito, die ihn liebte, ihm aber nicht bis zum Tod folgen sollte. Sie blieb wie stets mit dem Auftrag zurück, den General über alles, was in seiner Abwesenheit geschah, gut informiert zu halten, denn er vertraute schon seit langem niemandem außer ihr. Er hinterließ in ihrer Obhut ein paar Dinge, deren einziger Wert darin bestand, ihm gehört zu haben, so wie einige seiner liebsten Bücher und zwei Truhen seines Privatarchivs. Am Tag zuvor hatte er bei dem kurzen förmlichen Abschied zu ihr gesagt: »Ich liebe dich sehr, werde dich aber noch mehr lieben, wenn du jetzt mehr Vernunft zeigst denn je.« Sie nahm es hin als eine weitere Huldigung von den vielen, die er ihr in acht Jahren glühender Liebe dargebracht hatte. Von allen, die ihn kannten, war sie die einzige, die es glaubte: Diesmal ging er wirklich fort. Sie war aber auch die einzige, die zumindest einen triftigen Grund hatte, auf seine Rückkehr zu hoffen.

Sie hatten nicht vor, sich vor der Abreise noch einmal zu sehen. Die Hausherrin wollte ihnen jedoch einen letzten heimlichen Abschied gewähren, setzte sich über die Vorurteile der frömmelnden Stadtgemeinde hinweg und ließ Manuela, die Reitkleidung trug, durch das Stalltor ein. Nicht weil die beiden heimlich ein Liebespaar gewesen wären,

denn sie waren es vor aller Augen und zum öffentlichen Skandal, sondern weil die Gastgeberin um jeden Preis den guten Ruf des Hauses wahren wollte. Er war aber noch mehr auf Anstand bedacht, befahl José Palacios sogar, die Tür zur angrenzenden Halle nicht zu schließen, durch die das Hauspersonal gehen mußte und wo die wachhabenden Adjutanten bis lange nach Ende des Besuchs Karten spielten.

Manuela las ihm zwei Stunden lang vor. Sie war bis vor kurzem, als ihr Leib die Jahre einzuholen begann, jung gewesen. Sie rauchte eine Seemannspfeife, parfümierte sich wie die Offiziere mit Verbenenwasser, trug Männerkleidung und bewegte sich meist unter Soldaten, aber ihre heisere Stimme war immer noch gut im Dämmerlicht der Liebe. Sie las im spärlichen Schein des Handleuchters und saß dabei in einem Sessel, der noch das Wappen des letzten Vizekönigs trug, während der General in Hauskleidung und mit dem Vicuña-Umhang zugedeckt auf dem Bett lag und ihr zuhörte. Nur am Rhythmus seines Atems war zu erkennen, daß er nicht schlief. Das Buch hieß *Almanach der Nachrichten und Gerüchte, die im Jahre des Heils 1826 in Lima umgingen*, war geschrieben von dem Peruaner Noé Calzadillas, und sie las es mit einem theatralischen Pathos vor, das gut zum Stil des Autors paßte. Eine Stunde lang war dann nichts als ihre Stimme im schlafenden Haus zu hören. Nach der letzten Wachrunde explodierte plötzlich vielstimmiges Männergelächter, das die Hunde der Nachbarschaft in Aufruhr brachte. Er öffnete die Augen, eher neugierig als beunruhigt, und sie schloß das Buch auf ihrem Schoß, den Daumen zwischen den Seiten.

»Das sind Ihre Freunde«, sagte sie.

»Ich habe keine Freunde«, sagte er. »Und falls mir ein paar geblieben sind, dann nur noch für kurze Zeit.«

»Nun, da draußen sind sie und halten Wache, damit man Sie nicht umbringt«, sagte sie.

So erfuhr der General, was die ganze Stadt wußte: Nicht nur eins, sondern mehrere Attentate wurden gegen ihn vorbereitet, und seine letzten Anhänger wachten im Haus, um sie zu verhindern. Der Eingangsflur und die Gänge um den Innengarten waren von den Husaren und Grenadieren besetzt, die allesamt Venezolaner waren und ihm bis zum Hafen von Cartagena de Indias das Geleit geben sollten, wo er an Bord eines Segelschiffs nach Europa gehen würde. Zwei von ihnen hatten ihre Schlafmatten so ausgerollt, daß sie quer vor der Haupttür des Schlafzimmers lagen, und die Adjutanten würden im Nebenraum auch noch weiterspielen, wenn Manuela zu lesen aufgehört hatte. Aber es waren nicht die Zeiten, in denen man, umgeben von so vielen Soldaten ungewisser Herkunft und unterschiedlichen Schlags, irgend etwas für sicher halten konnte. Unberührt von der schlechten Nachricht forderte er Manuela mit einer Handbewegung auf weiterzulesen.

Er hatte den Tod stets für ein unvermeidliches Berufsrisiko gehalten. Alle seine Kriege hatte er vorn in der Gefechtslinie geführt, ohne eine Schramme abbekommen zu haben, und er bewegte sich im gegnerischen Feuer mit einer so unvernünftigen Gelassenheit, daß sich sogar seine Offiziere mit der einfachen Erklärung zufriedengaben, er halte sich für unverletzbar. Er hatte jedes Attentat, das gegen ihn ausgeheckt worden war, unversehrt überstanden und war mehrmals nur deshalb mit dem Leben davongekommen, weil er nicht in seinem Bett geschlafen hatte. Er bewegte sich ohne Eskorte, aß und trank unbesorgt, was man ihm, wo auch immer, anbot. Nur Manuela wußte, daß seine Gleichgültigkeit nicht Unbedachtheit oder Fatalismus entsprang, sondern der melancholischen Gewißheit, daß er in seinem Bett sterben sollte, nackt und arm und ohne den Trost öffentlicher Dankbarkeit.

Als einzige Veränderung im Ritual der Schlaflosigkeit fiel in jener Nacht vor der Abreise auf, daß er nicht sein warmes Bad nahm, bevor er ins Bett ging. José Palacios hatte es ihm schon früh bereitet und dann bei richtiger

Temperatur gehalten, es sollte dem General, wenn er danach verlangte, kraft der Heilkräuter das Abhusten erleichtern und den Körper stärken. Aber er verlangte nicht danach. Er nahm zwei Abführpillen gegen seine übliche Verstopfung und gab sich, eingelullt vom galanten Klatsch aus Lima, dem Halbschlummer hin. Plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, überkam ihn ein Hustenanfall, der die Stützbalken des Hauses zu erschüttern schien. Die Offiziere im Nebenraum unterbrachen ihr Spiel. Einer von ihnen, der Ire Belford Hinton Wilson, schaute ins Schlafzimmer, ob er gebraucht werde, und sah, wie der General quer über dem Bett auf dem Bauch lag und versuchte, sein Eingeweide zu erbrechen. Manuela hielt seinen Kopf über eine Wanne. José Palacios, der einzige, dem es erlaubt war, das Schlafzimmer ohne Anklopfen zu betreten, blieb alarmiert neben dem Bett stehen, bis die Krise vorüber war. Der General atmete tief durch, die Augen voller Tränen, und wies auf den Waschtisch.

»Das kommt von diesen Grabmalblumen«, sagte er.

Wie immer, denn er fand stets einen unvermuteten Schuldigen für sein Unglück. Manuela, die das besser als jeder andere kannte, gab José Palacios einen Wink, die Vase mit den welken Narden vom Morgen hinauszubringen. Der General legte sich wieder mit geschlossenen Augen auf das Bett, und sie nahm im gleichen Tonfall wie zuvor die Lektüre wieder auf. Erst als sie meinte, er sei eingeschlafen, legte sie das Buch auf den Nachttisch, küßte ihm die fieberglühende Stirn und flüsterte José Palacios zu, sie werde ab sechs Uhr morgens für einen letzten Abschied an der Wegkreuzung Cuatro Esquinas warten, dort, wo die Landstraße nach Honda begann. Sie hüllte sich in eine Pelerine und verließ auf Zehenspitzen das Schlafzimmer. Da öffnete der General die Augen und sagte mit schwacher Stimme zu José Palacios:

»Sag Wilson, er soll sie heimbegleiten.«

Der Befehl wurde gegen Manuelas Willen durchgeführt, die glaubte, sie allein könne sich besser schützen als jede Ulaneneskorte. José Palacios

ging ihr mit einem Leuchter zu den Ställen voraus, am Innengarten mit dem Steinbrunnen entlang, wo die ersten Narden der Morgendämmerung aufblühten. Der Regen machte eine Pause, und der Wind pfiff nicht mehr durch die Bäume, aber am eisigen Himmel war kein einziger Stern. Zur Beruhigung der Wachposten, die auf den Matten im Korridor lagen, wiederholte Oberst Belford Wilson die Parole der Nacht. Als sie am Fenster des großen Salons vorbeikamen, sah José Palacios, wie der Hausherr Kaffee an eine Gruppe von Militärs und Zivilisten ausschenkte, es waren jene Freunde, die bis zum Augenblick der Abreise wachen wollten.

Als er in das Zimmer zurückkam, lag der General im Delirium. Er hörte ihn wirre Sätze reden, die alle eines meinten: »Doch niemand hat etwas verstanden.« Der Körper glühte im Scheiterhaufen des Fiebers, übelriechende Blähungen brachen kollernd daraus hervor. Der General selbst würde am nächsten Tag nicht sagen können, ob er im Schlaf gesprochen oder wach phantasiert hatte, er würde sich an nichts erinnern. Es war das, was er »meine Anfälle von Irrsinn« nannte. Niemanden versetzten sie mehr in Unruhe, da er schon über vier Jahre daran litt und man ihn am nächsten Tag stets mit ungetrübtem Verstand aus seiner Asche auferstehen sah, ohne daß je ein Arzt sich an eine wissenschaftliche Erklärung gewagt hätte. José Palacios wickelte ihn in eine Decke, ließ die brennende Lampe auf der Marmorplatte des Waschtischs stehen und verließ das Zimmer, ohne die Tür zu schließen, um im Nebenraum weiter Wache zu halten. Er wußte, der General würde sich irgendwann bei Tagesanbruch erholen und sich dann in das erkaltete Wasser der Badewanne legen, um die im Grauen der Alpträume verzehrten Kräfte wiederherzustellen.

Es war das Ende eines hitzigen Tages. Eine Garnison von 789 Husaren und Grenadieren hatte sich unter dem Vorwand erhoben, ihren seit drei Monaten überfälligen Sold einfordern zu wollen. Der wahre Grund war ein anderer: Die meisten kamen aus Venezuela, und viele hatten in den

Befreiungskriegen der vier Nationen gekämpft, in den letzten Wochen jedoch waren sie auf offener Straße so oft beschimpft und provoziert worden, daß sie nicht grundlos um ihr Leben bangten, wenn der General erst einmal das Land verlassen haben würde. Der Konflikt wurde behoben, indem man Reisegelder auszahlte sowie tausend von den siebzigtausend Goldpesos, die von den Aufständischen gefordert worden waren. Am Abend waren sie in Richtung Heimat abmarschiert, gefolgt von einem Troß Lastenträgerinnen samt Kindern und Haustieren. Die Trommeln und die Militärblaskapelle waren nicht laut genug, um das Geschrei des Pöbels zum Schweigen zu bringen, der Hunde auf die Soldaten hetzte und ihnen Knallfrösche vor die Füße warf, um sie aus dem Tritt zu bringen, was bei einer feindlichen Truppe noch nie gemacht worden war. Elf Jahre zuvor war nach drei langen Jahrhunderten spanischer Herrschaft der harte Vizekönig Juan Sámano durch eben diese Straßen geflohen, als Pilger verkleidet, aber die Truhen gefüllt mit goldenen Götzenbildern und ungeschliffenen Smaragden, heiligen Tukanen und Glasscheiben, in denen Schmetterlinge aus Muzo leuchteten. Und es hatte nicht an Menschen gefehlt, die ihm von den Balkonen aus nachweinten, ihm Blumen herunterwarfen und ihm von Herzen Meeresstille und eine glückliche Fahrt wünschten.

Der General hatte heimlich an der Beilegung des Konflikts mitgewirkt, ohne das Haus des Kriegs- und Marineministers, in dem er Gast war, zu verlassen. Schließlich hatte er José Laurencio Silva, seinen angeheirateten Neffen und vertrauenswürdigen Adjutanten, zu der rebellischen Truppe geschickt, als Garantie dafür, daß es bis zur Grenze von Venezuela keine neuen Unruhen geben würde. Den Vorbeimarsch unter seinem Fenster sah er nicht, aber er hatte die Trompeten und die Trommelschläger gehört, auch den Lärm der Menge, die sich auf der Straße drängte, die Rufe aber hatte er nicht verstehen können. Er nahm sie so wenig ernst, daß er währenddessen mit seinen Schreibern die liegengebliebene Post

durchging und einen Brief an den Generalfeldmarschall Don Andrés de Santa Cruz, den Präsidenten von Bolivien, diktierte, in dem er ihm seinen Rückzug aus der Regierung mitteilte, sich aber nicht eindeutig darüber äußerte, ob seine Reise ins Ausland gehen würde. »Ich werde in meinem Leben keinen einzigen Brief mehr schreiben«, sagte er, als er diesen beendet hatte. Später, als er das Fieber der Siesta ausschwitzte, drang Getöse von einem fernen Tumult in seine Träume, und er schreckte von einer Knallerei auf, die sowohl von Aufständischen wie von Feuerwerkern kommen konnte. Als er nachfragte, antwortete man ihm, das sei das Fest. Einfach so: »Das ist das Fest, mein General.« Keiner, nicht einmal José Palacios, wagte ihm zu erklären, was für ein Fest das war.

Erst am Abend, als Manuela zu Besuch kam und berichtete, erfuhr er, daß es sich um die Anhänger seiner politischen Feinde handelte, die von der Demagogen-Partei, wie er sie nannte: Sie waren durch die Straßen gezogen und hatten mit Billigung der Ordnungskräfte die Handwerksbünde gegen ihn aufgewiegelt. Es war Freitag, also Markttag, was das Durcheinander auf der Plaza Mayor begünstigte. Bei Einbruch der Nacht hatte ein ungewohnt heftiger Regen mit Blitz und Donner die Unruhestifter zerstreut. Der Schaden aber blieb. Die Studenten des Colegio de San Bartolomé hatten die Kanzleien des Obersten Gerichtshofs gestürmt, sie wollten einen öffentlichen Prozeß gegen den General erzwingen und hatten mit Bajonetten sein lebensgroßes Bild, gemalt von einem ehemaligen Fähnrich der Befreiungsarmee, zerfetzt und vom Balkon geworfen. Der von Chicha trunkene Pöbel hatte die Geschäfte auf der Calle Real und die Vorstadtkneipen geplündert, die nicht rechtzeitig geschlossen hatten, und auf der Plaza Mayor war ein General aus Sägespänekissen füsiliert worden, der auch ohne die blaue Uniformjacke mit den Goldknöpfen von jedermann erkannt wurde. Sie beschuldigten ihn, der heimliche Drahtzieher des militärischen Ungehorsams zu sein, in einem späten Versuch, die Macht zurückzugewinnen, die der Kongreß

ihm nach zwölf Jahren ständiger Ausübung einstimmig entzogen hatte. Sie beschuldigten ihn, die Präsidentschaft auf Lebenszeit anzustreben und als Nachfolger einen europäischen Fürsten einsetzen zu wollen. Sie beschuldigten ihn, eine Reise ins Ausland vorzutäuschen, während er sich tatsächlich zur venezolanischen Grenze begeben werde, um von dort als Führer der aufständischen Truppen zurückzukehren und wieder an die Macht zu gelangen. Die Mauern der öffentlichen Gebäude waren mit Papierwischen tapeziert, wie der Volksmund die beleidigenden Pasquille nannte, die gegen ihn gedruckt wurden, und seine bekanntesten Parteigänger hielten sich in fremden Häusern versteckt, bis die Gemüter sich beruhigt hatten. Die auf General Francisco de Paula Santander, seinen Hauptgegner, eingeschworene Presse, hatte sich das Gerücht zu eigen gemacht, seine unbekannte Krankheit, um die soviel Lärm gemacht wurde, sowie die nachdrücklichen Hinweise darauf, daß er gehe, seien schlichte politische Winkelzüge, damit man ihn bitte, nicht zu gehen. An jenem Abend, während Manuela Sáenz ihm Einzelheiten des stürmischen Tages berichtete, waren die Soldaten des Interimspräsidenten bemüht, eine mit Kohle an das erzbischöfliche Palais geschriebene Parole zu entfernen: »Weder geht er, noch stirbt er.« Der General seufzte auf.

»Es muß schon sehr schlecht um alles bestellt sein«, sagte er, »und schlechter noch um mich, wenn nur eine Straße weiter so etwas geschehen konnte und ich mir weismachen ließ, es sei ein Fest.«

Die Wahrheit war, daß selbst seine engsten Freunde nicht glaubten, daß er Abschied nehmen wollte, weder von der Macht noch vom Land. Die Stadt war zu klein und ihre Menschen zu große Topfgucker, um nicht die beiden klaffenden Lücken bei seiner vagen Reiseplanung zu kennen: Er hatte nicht genügend Geld, um mit einem so zahlreichen Gefolge irgendwohin zu gelangen, und er durfte als ehemaliger Präsident der Republik ohne Regierungserlaubnis nicht vor Ablauf eines Jahres das Land verlassen, wobei er nicht einmal listig genug gewesen war, ein Gesuch

einzureichen. Der Befehl zu packen, den er derart auffällig gegeben hatte, daß ihn jeder, der wollte, hören konnte, wurde nicht einmal von José Palacios als eindeutiger Beweis angesehen, da der General bei anderen Gelegenheiten sogar soweit gegangen war, ein ganzes Haus leerzuräumen, um den Aufbruch vorzutäuschen, was sich dann jedesmal als ein geschicktes politisches Manöver erwiesen hatte. Seine Adjutanten spürten, daß die Anzeichen der Entmutigung im vergangenen Jahr überdeutlich geworden waren. Jedoch hatten sie schon in anderen Fällen erlebt, wie er, wenn sie es am wenigsten erwarteten, mit neuem Mut aufwachte und mit mehr Schwung als zuvor den Faden des Lebens wiederaufnahm. José Palacios, der diese unvorhersehbaren Umschwünge stets aus der Nähe verfolgen konnte, sagte es auf seine Weise: »Was mein Herr denkt, weiß nur mein Herr.«

Seine wiederholten Rücktritte waren in die Volkslieder eingegangen, seit jenem frühesten Rücktritt, den er mit einem zweideutigen Satz schon in seiner Antrittsrede als Präsident angekündigt hatte: »Mein erster Friedenstag wird mein letzter Tag an der Macht sein.« In den folgenden Jahren hatte er so oft und unter so verschiedenen Umständen abgedankt, daß man nie wissen konnte, ob es ihm ernst war. Der aufsehenerregendste Rücktritt hatte zwei Jahre zuvor stattgefunden, in der Nacht vom 25. September, als er unverletzt einem Komplott entging, bei dem er im Schlafzimmer des Regierungspalastes ermordet werden sollte. Eine Abordnung des Kongresses, die ihn am frühen Morgen aufsuchte, fand ihn, der sechs Stunden ohne Mantel unter einer Brücke gesessen hatte, in eine Wolldecke gehüllt vor, die Füße in einer Wanne mit heißem Wasser, doch weniger vom Fieber als von der Enttäuschung mitgenommen. Er erklärte, das Komplott werde nicht untersucht, niemandem werde der Prozeß gemacht und der für das neue Jahr vorgesehene Kongreß solle sofort zusammentreten, um einen neuen Präsidenten für die Republik zu wählen.

»Danach«, schloß er, »werde ich Kolumbien für immer verlassen.«

Dennoch fand eine Untersuchung statt, die Schuldigen wurden nach einem ehernen Gesetz verurteilt und vierzehn auf der Plaza Mayor fusiliert. Die verfassunggebende Versammlung vom 2. Januar kam erst sechzehn Monate später zusammen, und niemand sprach je wieder von Rücktritt. Doch gab es in jener Epoche keinen Besucher aus dem Ausland noch einen zufälligen Gast oder einen vorbeikommenden Freund, dem er nicht gesagt hätte: »Ich gehe, wohin man mich haben will.«

Die öffentlichen Verlautbarungen, er sei todkrank, wurden auch nicht als gültiger Hinweis darauf, daß er abreiste, angesehen. Niemand zweifelte an seinem Leiden. Im Gegenteil, bei seiner letzten Rückkehr aus den Kriegen im Süden hatte die Ahnung, daß er nur zum Sterben kam, jeden durchschauert, der ihn unter Blumenbögen einreiten sah. Statt auf Palomo Blanco, seinem legendären Pferd, saß er auf einem kahlgescheuerten Maultier mit Schilfschabracken, seine Haare waren ergraut und die Stirn unruhig umwölkt, die Uniformjacke schmutzig und eine Ärmelnaht aufgerissen. Der Ruhm hatte seinen Körper verlassen. Bei dem schweigsamen Empfang, der ihm an jenem Abend im Regierungspalast bereitet wurde, blieb er in sich gekehrt, und es wurde nie bekannt, ob er aus politischer Böswilligkeit oder aus schlichter Unachtsamkeit einen seiner Minister mit dem Namen eines anderen begrüßte.

Sein endzeitliches Gebaren genügte nicht, sie glauben zu lassen, daß er abtrat, da es nun schon seit sechs Jahren hieß, er liege in den letzten Zügen, während er unvermindert seinen Führungsanspruch aufrechterhielt. Die erste Nachricht hatte ein Offizier der britischen Marine mitgebracht, der ihm mitten im Befreiungskrieg des Südens zufällig in der Einöde von Pativilca, nördlich von Lima, begegnet war. Er fand ihn auf dem Boden einer elenden Hütte liegen, die als improvisiertes Hauptquartier diente, er war in einen Umhang aus Barchent gehüllt und

hatte einen Lappen um den Kopf gewickelt, denn er ertrug die Kälte seiner Knochen in der Hölle des Mittags nicht und hatte nicht einmal Kraft genug, die Hühner zu verscheuchen, die um ihn herum pickten. Nach einem mühseligen Gespräch, das durchkreuzt war von Böen des Wahns, verabschiedete er den Besucher mit ergreifender Dramatik:

»Gehen Sie und erzählen Sie der Welt, wie Sie mich von Hühnern bekackt an diesem ungastlichen Gestade haben sterben sehen.«

Es hieß, er leide an einem vom Sengen der Wüstensonne verursachten Scharlachfieber. Später hieß es, er liege in Guayaquil im Sterben, dann in Quito, mit einem gastrischen Fieber, dessen beunruhigendes Symptom die Teilnahmslosigkeit gegenüber der Welt und völlige Ruhe des Geistes sei. Niemand erfuhr, auf welchen medizinischen Erkenntnissen solche Nachrichten fußten, da er stets ein Gegner der ärztlichen Wissenschaft gewesen war und sich selbst die Diagnosen und Rezepte ausstellte, gestützt auf *La médecine à votre manière* von Donostierre, ein französisches Handbuch der Hausmittel, das José Palacios überallhin mitnahm, gleichsam als Orakel, um jedwedes körperliche oder seelische Übel zu erkennen und zu heilen.

Wie auch immer, es hat kaum eine fruchtbarere Agonie als die seine gegeben. Denn während man glaubte, er sterbe in Pativilca, überquerte er ein weiteres Mal den Kamm der Anden, siegte in Junín, vollendete die Befreiung ganz Spanisch-Amerikas mit dem endgültigen Sieg in Ayacucho, schuf die Republik Bolivien und war dann noch in Lima so glücklich, wie er es im Siegestaumel nie gewesen war und nie wieder sein sollte. Daher waren die wiederholten Ankündigungen, er verzichte, da er krank sei, endlich auf die Macht und ginge außer Landes, nicht mehr als zwanghafte Reprisen eines Dramas, das zu oft gesehen worden war, um glaubhaft zu sein.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr, am Ende einer heftigen Regierungssitzung, hatte er den Marschall Antonio José de Sucre am Arm

genommen. »Sie bleiben bei mir«, sagte er zu ihm. Er führte ihn in sein persönliches Arbeitszimmer, in dem er nur wenige Auserwählte empfing, und zwang ihn fast, in seinem eigenen Sessel Platz zu nehmen.

»Dieser Platz gehört Ihnen bereits mehr als mir«, sagte er.

Der Generalfeldmarschall der Schlacht von Ayacucho, sein engster Freund, wußte genau über die Lage des Landes Bescheid, dennoch lieferte ihm der General einen detaillierten Überblick, bevor er auf seine Absichten zu sprechen kam. In wenigen Tagen sollte sich der verfassunggebende Kongreß versammeln, um den Präsidenten der Republik zu wählen und eine neue Verfassung zu verabschieden – ein später Versuch, den goldenen Traum von der kontinentalen Einheit zu retten. Peru, in der Hand einer rückschrittlichen Aristokratie, schien endgültig verloren. General Andrés de Santa Cruz hatte Bolivien an der Kandare und ging seinen eigenen Weg. Venezuela hatte eben unter der Herrschaft von General José Antonio Páez seine Autonomie erklärt. General Juan José Flores, Generalpräfekt des Südens, hatte Guayaquil und Quito zusammengeführt, um die unabhängige Republik Ekuador zu gründen. Die Republik Kolumbien, erste Keimzelle eines unermesslich großen und einigen Vaterlands, blieb auf das ehemalige Vizekönigtum von Neugranada reduziert. Sechzehn Millionen Amerikaner, kaum ins freie Leben entlassen, waren der Willkür ihrer örtlichen Caudillos ausgeliefert.

»Kurz«, schloß der General, »alles, was wir mit den Händen aufgebaut haben, bringen die anderen mit den Füßen durcheinander.«

»Das ist der Hohn des Schicksals«, sagte Marschall Sucre. »Es sieht so aus, als hätten wir das Ideal der Unabhängigkeit so tief eingepflanzt, daß diese Völker jetzt versuchen, auch voneinander unabhängig zu werden.«

Der General reagierte vehement.

»Wiederholen Sie nicht das Geschwätz des Feindes«, sagte er, »selbst wenn es mal zutrifft wie hier.« Marschall Sucre entschuldigte sich. Er war intelligent, ordentlich, schüchtern und abergläubisch, und sein Gesicht

war von einer Sanftheit, die auch die alten Pockennarben nicht mindern konnten. Der General, der ihn so liebte, hatte gesagt, er täusche Bescheidenheit vor, ohne sie zu haben. Er war der Held von Pichincha, Tumusla, Tarqui und hatte mit gerade neunundzwanzig Jahren die siegreiche Schlacht von Ayacucho angeführt, bei der die letzte spanische Bastion in Südamerika weggefeigt wurde. Mehr noch als dieser Verdienste wegen zeichnete er sich aber durch seine Barmherzigkeit beim Siegen und durch sein Talent zum Staatsmann aus. Zu jener Zeit hatte er auf alle seine Ämter verzichtet und lief nun ohne militärisches Gehabe in einem knöchellangen schwarzen Tuchmantel herum, mit stets hochgeschlagenem Kragen, um sich besser vor den schneidenden Eiswinden von den nahen Bergen zu schützen. Seine einzige Verpflichtung der Nation gegenüber, und seinem Wunsch nach auch die letzte, war, als Abgeordneter von Quito an der verfassunggebenden Versammlung teilzunehmen. Er war gerade fünfunddreißig geworden, hatte eine eiserne Gesundheit und brannte vor Liebe zu Doña Mariana Carcelén, der Marquise von Solanda, einer schönen, sehr jungen und übermütigen Frau aus Quito, die er zwei Jahre zuvor durch Ferntrauung geheiratet und von der er eine sechsmonatige Tochter hatte.

Der General konnte sich für das Präsidentenamt der Republik keinen fähigeren Nachfolger als ihn vorstellen. Er wußte, daß Sucre noch fünf Jahre bis zum vorgeschriebenen Alter fehlten, aufgrund einer einschränkenden Bestimmung, die General Rafael Urdaneta in die Verfassung eingebracht hatte, um ihm den Weg zu versperren. Der General führte jedoch gerade vertrauliche Verhandlungen, um die Änderung zu ändern.

»Nehmen Sie an«, sagte er, »dann bleibe ich als Generalissimus und mache meine Runden um die Regierung wie ein Stier um die Kuhherde.«

Er sah hinfällig aus, doch seine Entschlossenheit überzeugte. Aber der Marschall wußte schon seit langem, daß der Sessel, auf dem er jetzt saß,

nie der seine werden würde. Kurze Zeit zuvor, als ihm zum ersten Mal die Möglichkeit, Präsident zu werden, eröffnet wurde, hatte er gesagt, er werde nie eine Nation regieren, deren Regierungssystem und Kurs ihm immer verhängnisvoller erschienen. Seiner Meinung nach mußte der erste Schritt zur Besserung sein, das Militär von der Macht fernzuhalten. Darum wollte er dem Kongreß vorschlagen, daß in den kommenden vier Jahren kein General Präsident werden dürfe, vielleicht in der Absicht, Urdaneta den Weg zu versperren. Doch die stärksten Gegner dieser Gesetzesänderung würden auch die Stärksten sein: die Generäle selbst.

»Ich bin zu müde, um ohne Kompaß zu arbeiten«, sagte Sucre.

»Außerdem wissen Sie so gut wie ich, Exzellenz, daß hier kein Präsident gebraucht wird, sondern ein Bändiger von Revolten.«

Er werde selbstverständlich an der verfassunggebenden Versammlung teilnehmen und würde auch die Ehre annehmen zu präsidieren, falls man ihm das anböte. Aber nichts mehr. Vierzehn Jahre Krieg hatten ihn gelehrt, daß es keinen größeren Sieg gab, als zu leben. Das Präsidentenamt in Bolivien, jenem weiten und unerforschten Land, von ihm gegründet und mit weiser Hand regiert, hatte ihn gelehrt, daß die Macht wetterwendisch war. Die Klugheit seines Herzens hatte ihn die Nutzlosigkeit des Ruhms gelehrt. »Deshalb, Exzellenz: Nein«, schloß er. Am 13. Juni, dem Tag des Heiligen Antonius, wollte er bei seiner Frau und seiner Tochter in Quito sein, um mit ihnen nicht nur diesen Namenstag zu feiern, sondern alle weiteren, die ihm das Schicksal gewähren würde. Denn sein Entschluß, für sie, nur für sie in den Wonnen der Liebe zu leben, war seit vergangener Weihnacht gefaßt.

»Das ist alles, was ich mir vom Leben wünsche«, sagte er.

Der General war bleich geworden. »Ich dachte, es könnte mich nichts mehr in Staunen versetzen«, sagte er. Und sah ihm in die Augen:

»Ist das Ihr letztes Wort?«